

# Am Rheinfall [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573868>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Schweiz  
152 34

## Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Sæd, Schaffhausen.

(Fortsetzung.)

So stand Hamann eine Weile ruhig an einen Baum gelehnt. Es war ganz still um ihn her. In der Ferne hörte man irgendwo das Knarren der Wagen, die nach dem Schlosse zufuhren. Die Knechte lärmten, und die Mägde sangen. Aber rings um ihn war es still. Die Bäume standen noch dicht, und die Blätter waren grün. Aber über Nacht, da konnte es anders werden. Es war ganz still, eine durchdringende, mystische Stille. Da knickten plötzlich ein paar Zweige. Es raschelte irgendwo neben ihm. Man hörte ein leises Flüstern. Dann war es wieder still.

Er horchte und wollte weitergehen, da hörte er plötzlich ganz in der Nähe eine Frauenstimme, die laut, mit halbem Weinen bettelte: „Nein nein, jetzt nicht! Gewiß nicht . . .“ Es war wieder still. Da schrie die Frau plötzlich heftig, beinahe weinend: „Ich will nicht . . . Das ist dumm!“

Das war Hiltas Stimme, Hamann erkannte sie ganz genau. Er dachte plötzlich nicht mehr an die Dichtung. Für was hatte er seine kräftigen Glieder? Er faßte einen derben Ast, der am Boden lag, und ging schnell, aber leise auf die Stimme zu, die wieder verstummt war. Jetzt noch ein Busch. Er bog die Zweige auseinander und schaute aufmerksam nach vorn. Da sah er die stämmige Hiltta in den Armen des jungen Urfar. Sie wehrte sich nicht mehr. Sie hatte sogar die Arme um ihn geschlungen und schien halb zu lachen.

Da war es Hamann, als schlage man ihm ins Gesicht. Das erste, was er fühlte, war ein grenzenloser Ekel, ein maßloser Zorn. Dann wallte plötzlich etwas Heißes in ihm empor. Er fühlte, wie er in der Dämmerung errötete, während eine eiserne Macht in ihm rief, als bröhne ein wuchtiger Hammer gegen den Ambos: „Tugend ist das Höchste!“ — Und er? . . . Und er? . . .

Hamann schlich leise zurück. Er warf den Ast weit von sich und lehnte an eine braune Eiche: „Tugend ist das Gute, das der Mensch mit ehrlichem Herzen und Willen tut. Wenn man alles, was man als Böses begreift oder empfindet, standhaft verschmäht. Aber man soll auch alles Gute, das uns begegnet, oft in einem häßlichen Mantel, das soll man zu begreifen suchen, die Blößen des Mantels mit christlicher Liebe, mit Liebe, viel Liebe zudecken . . .“ So hatte er einst der Herrin die Tugend erklärt. Und nun? Waren jene nicht zwei frische, gesunde, natürliche Menschenkinder? Waren sie nicht gut in ihrer Art und auch soviel wie verheiratet? Aber er, er selbst?

Nein, die Natur war gut und groß und schön. An ihr war nichts zu bessern. Aber sich selbst mußte er bessern. Und das, das wollte er tun . . .

Er ging tiefer zur Seite in den Wald hinein. Da war ein Schwarzdorngebüsch. Er riß mit blutenden Händen die Nester ab und band sie mit Dornen zu einer starken Rute zusammen. Als er vor den Wald hinauskam, fühlte er das warme Blut über seine Hände tropfen. Er wischte sie an einem Grasbüschel ab und ging wieder dem Schlosse zu.

Es war schon finstere Nacht, als Hamann in den innern Hofraum trat, die Knechte standen unter der Linde beisammen, den Feierabend verplaudernd. Einige schnitzten Holz zu Spinnrocken. Die Mägde richteten vor einer langen Bank ihr Spinnzeug her für die langen Winterabende. Da mußte manche eine neue Kunkel haben. In der Ecke neben dem innern Tore war die Schmiede. Der Blasbalg schnurrte fröhlich, und goldene Funkenregen stoben in die Nacht hinaus. Der alte Rüeger stand an der Esse mit aufgekrempelten Ärmeln und schaute prüfend in die helle Flamme. Jetzt riß er das weißglühende Eisen heraus und schweißte es auf dem Ambos mit klingenden, wuchtigen Hammerschlägen zu einer Pflugchar zusammen. Hamann hatte seine Rute in der Rute verborgen. Er blieb bei der Schmiede stehen und sah dem Treiben des Alten zu: „Pink—pink—pink . . . Kling—Klang . . . Dibinki—dibanke—Kling—Klang . . .“ Jang fröhlich Ambos und Hammer zusammen. Wie dieser alte Mann tüchtig war und schaffte! Und er, der junge, tat nichts, gar nichts . . .

Der Hammer fiel klingend zur Seite. Der alte Rüeger schaute zufrieden auf sein gelungenes Werk. Dann sah er Hamann an, und in seinem vom Feuer geröteten Gesichte und in den treuen blauen Augen lag ein freudiger Schimmer. „Herr,“ begann er, „morgen reiten wir die neuen Felder ab . . . wenn Ihr mitkommen wollt!“

Hamann dachte plötzlich an die Herrin. Ja, er wollte sie nicht mehr sehen, jetzt nicht! Er wollte auf das weite Feld hinaus, in die freie Luft, da vergingen die müßigen Gedanken.

„Gewiß, ich komme gern mit,“ sagte er freudig. Rüeger kratzte sich vergnügt seinen grauen Bart, und als Hamann nach einem freundlichen „Gute Nacht“ dem Hause zuschritt, sah er ihm wohlgefällig nach.

Als Hamann die Turmstiege hinaufkam, öffnete die Herrin die Türe ihrer Kammer. Sie schien auf ihn gewartet zu haben. Im Kamin prasselte ein helles

Feuer, und eine brennende Kerze stand auf dem Tisch, der gedeckt war. „Ihr kommt spät,“ begann sie mit sanfter, freundlicher Stimme. „Nun kommt zum Essen!“

Wie Hamann diese Stimme hörte, begann plötzlich sein neuer Mut zu sinken. Er konnte sie nicht sehen, jetzt nicht! Er faßte nach der Brust, da fühlte er die harte Dornenrute. „Ich . . . ich habe keinen Hunger, Herrin . . . Ich möchte schlafen gehen,“ sagte er stotternd, indem er auf die Seite blickte. Um die dunkeln Augen der Herrin legte sich ein feuchter Flor. Sie senkte ihr schönes Antlitz. Dann trat sie auf den finstern Gang hinaus zu Hamann hin. Sie legte ihre warme, weiche Frauenhand auf seine Schulter und fühlte dabei, wie er zusammensuckte, und indem sie sich mühte, in sein Gesicht zu blicken, sagte sie langsam und traurig: „Ihr seid so sonderbar die letzte Zeit, Hamann! Warum das?“

„Ich weiß . . . von nichts,“ antwortete er müde und sagte sich, daß er log. „Gute Nacht . . .“

„Gute Nacht!“ sagte sie traurig und schaute ihm nach, bis sich die Türe seiner Kammer hinter ihm schloß — — —

Hamann hatte die ganze Nacht gekämpft. Nun stand er am frühen Morgen unter dem Fenster, das nach dem Strome hinausging. Er war blaß. Aber in seinen Adern kreiste das wilde Blut nun gleichmäßig, und in seinen Gliedern fühlte er trotz der schlaflos durchwachten Nacht die alte Kraft. Der Morgen mochte daran schuld sein. Der Fall donnerte mit gleichmäßiger Stärke immer daselbe Lied, ein Lied, das kräftig war und rein und groß, das Ruhe, eine starke, stille Ruhe gab. Ueber dem Strom und in den Niederungen stiegen die dampfenden Nebel auf, krochen an den Uferweiden hin, hingen sich lose in die Wipfel der Waldbäume längs des Stromes und zerfloßen plötzlich in der grauen frischen Morgenluft. Von dem Wasser herauf drang ein durchdringender Fischgeruch. Es mußte Regen kommen . . . Regen . . . Dann war das Land grau und trüb, die Blätter, die sich schon färbten, fielen ab, und dann . . . ja dann . . .

Hamann wurde traurig zu Mute, als er an das „Dann“ dachte. Da scholl aus dem Hofe herauf das Stampfen der Pferde. Er rüttelte sich aus seinen trüben Gedanken empor und ging nach dem Hoffenster zu. Unten stand der alte Rüeger. Er pfiß leise ein altes Reiterlied vor sich hin und nestelte an den zwei Pferden herum, die wiehern die Köpfe mit den glänzenden Augen hoben und schnaubend den dampfenden warmen Atem aus den Nüstern bliesen. Hamann trat auf ein Spind zu, nahm das blaue Samtbarett der Herrin heraus und ging in den Hof hinunter. Der alte Rüeger schaute freudig von seinen Pferden weg, der Türe zu, aus der Hamann heraustrat. Dann führte er die Pferde vor. „Die alte Grete können wir nun stehen lassen, Herr! Wißt Ihr noch?“ jagte er und lachte ein Lachen, das wie ein leises Dröhnen über den Hof scholl. Er meinte das alte Pferd, das Hamann geritten an jenem Tage, da sie zum Maifeste nach dem Kohl gingen. Hamann nickte lächelnd und schwang sich in den Sattel des mutigen Braunen, über den der alte Rüeger eine schön gestickte Decke von der Herrin gebreitet hatte. Der Alte sah schmunzelnd auf den jungen Reitersmann, der

stolz und sicher im Sattel saß, Roß und Mann wie aus einem Guß. Das Barett saß fest auf den blonden Locken. Er trug ein braunes Samtwams, und die kräftig schlanken Schenkel steckten in ein paar derben Reiterhosen; die hatte der alte Rüeger angeschafft. „Reiten wir?“ fragte Rüeger. „Wir reiten!“ sagte Hamann und grüßte zum Fenster der Herrin hinauf, an dem Frau Barbara stand, noch warm vom Schläfe, aber mit blaßem Gesicht und traurigen Augen, die nur flüchtig beim Gruße aufleuchteten.

Dann setzten sich die Pferde in die Hacken und trabten frisch über die Höfe und zum Tore hinaus, daß die Funken stoben.

Sie ritten lange schweigend dahin. Dann und wann hoben die Pferde die Köpfe, schüttelten die Mähnen und wieherten fröhlich in die Morgenluft hinaus. Die Luft war frisch, ohne frostig zu sein. Der Himmel zeigte ein eintöniges Grau; nur hin und wieder drang durch einen Wolkentrif ein weißer Sonnenstreifen. Sie ritten so nach Feuerthalen zu, schwenkten dann rechts ab und zogen in weitem Bogen am Waldsaume des Kohlfirstr hin, dessen dichtes Grün sich wie eine dunkle Dämmerung nach den fernen Höhen zog, wo in den finstern Wipfeln der Tannen noch die Nebelkugeln hingen. An einer sonnigen Hügellehne war ein Weinberg. Da wuchs der saure Schloßwein. Einzelne Trauben waren schon reif, und ein alter Schloßknecht stand mit einem Prügel bewaffnet hinter den Stöcken verborgen, um die Trauben zu hüten. Weiter vorn kamen wieder langgefurchte braune Ackerfelder. Manchmal hielt der alte Rüeger an, zeigte die nächsten Aecker, erklärte den Ertrag, die Größe und was darauf gebaut wurde. Manchmal auch kamen sie an ein Feld, das gerade gepflegt wurde. Es war ein herrlicher Anblick, wenn so vom äußersten Ende her ein Zweigepann von Pferden oder Ochsen langsam und bedächtig des Weges zog. Der Atem der Tiere dampfte in der frischen Morgenluft, die Troßhüben schrieten und knallten mit den Peitschen, während an den Holmen die Knechte mit ruhiger Kraft die Pflugspitzen lenkten und lange, gerade Furchen zogen. Die aufgewühlte, feuchte Erde war braun, und die frischen Furchen dufteten einen fetten, angenehmen Geruch aus. Auch da hielt der alte Rüeger, unterwies die Knechte und sagte dem Sämann Bescheid.

Es ging gegen Mittag, als sie im Bogen um das Dorf Dachsen ritten, dem Schlosse zu. Man sah in der Ferne schon die Türme von Laufen, da hielt der alte Rüeger, der lange Zeit stumm zur Seite geritten und nur manchmal mit einem merklichen Räuspern auf Hamann geschaut hatte, plötzlich sein Pferd vor einem breiten Stoppelfelde an.

Er räusperte sich nochmals stark und drückte mit den Schenkeln sein Pferd, bis daß es anfing zu jucken. Auch Hamann hielt sein Pferd an und sah fragend auf den Alten, der plötzlich begann:

„Sitzt Ihr noch gut im Sattel, Herr?“

„Gewiß,“ erwiderte dieser, verwundert über die Frage.

„Ihr sitzt gut, ja, sitzt wie ein rechter Reitersmann!“ fuhr jener bestätigend fort. „Jaha . . . Ein Reitersmann . . .“ Er sah Hamann mit seinen treuen Blauaugen bittend an. „Sagt, Herr,“ begann er wieder nach einer kleinen Pause, „sagt, Herr. . .“ Er wurde

unsicher, klopfte in der Verlegenheit seinem Pferde auf den Nacken mit einem freundlichen: „Hoho . . . hoo!“ Dann fuhr er plötzlich herum, schaute aber in das Feld hinein, irgendwohin und sagte entschlossen: „Ja . . . Seht, Herr, Ihr taugt nicht für ein Mönchlein. Nein! Werdet ein Reitersmann! Was sagt Ihr, Herr?“

Hamann hatte gar nichts gesagt und sah auch jetzt noch den Alten, der ihm mit starrem Mute in die Augen blickte, verwundert, erschrocken an. Er hatte in den letzten Nächten selbst daran gedacht. Aber der Gedanke war ihm unangenehm, und er fürchtete sich, ihn zu verfolgen. Er dachte nun plötzlich an die Herrin. Und während er erschrocken auf die nahen Türme von Laufen schaute, stieg in seinem Innern mit einer großen Deutlichkeit das Kloster auf. Ja, dort war auch Sonnenschein, hinten, im großen Obstgarten am Rhein. Aber es war nicht der Sonnenschein, der auf Schloß Laufen war, und die Luft war dort dumpf und schwer, von Weihrauch geschwängert. Es war dort still, so schattenstill. Man hörte nur den ernstesten Gesang der Mönche oder den leise huschenden Schritt eines Bruders. Es gab dort keine freie Natur, und . . . und die Herrin . . . sie war nicht dort.

Er schrak auf und schaute verzweifelt, hilflos auf den alten Rüeger. Der glaubte, er fürchte sich vor der Ungeheuerlichkeit der Sache, und fuhr tröstend fort, mit überzeugender Stimme seinen Plan zu entwickeln. Er lobte, schimpfte, murmelte freundlich und geriet schließlich in eine wahre Begeisterung hinein, da er endlich dem Luft machen konnte, was er seit Wochen gedacht und was ihn schon den ganzen Morgen gedrückt hatte.

„Die Sache, Herr, ist nicht so schlimm!“ rief er, indem er, ganz gegen seine Gewohnheit, mit den Händen in der Luft herumfuhr, beweisend, versichernd und alle Hindernisse mit einer weiten Armbewegung vernichtend. „Ihr seid ein Reiter, ja! Und ein Edelmann seid Ihr. Euer guter, alter Name wird Euch Empfehlungsbriefe verschaffen. Dann geht Ihr mit einem genuessischen Schiffe über Rhodus nach dem heiligen Lande. Dort findet sich immer ein Schwertpate. Der Guardian wird Euch absolvieren. Man schlägt Euch zum Ritter. Dem frommen Bruder Tresler gebt Ihr zehn Dukaten und kehrt zurück als ein ruhmvoller, echter Ritter vom heiligen Grabe! Und dann kommt Ihr zurück, Herr, zu uns! Da ist es schön, und da sollt Ihr bleiben! Die Herrin . . . die Herrin . . .“

Weiter kam er nicht. Hamann, der längst mit gequälter Miene zugehört, streckte plötzlich seine Arme aus, voll Angst. Dann gab er seinem Pferde die Fersen zu spüren und saufte davon in wildem Jagen, dem Schlosse zu. Der alte Rüeger brummte bestürzt; dann rannte sein Pferd dem andern nach, und so ritten beide wie toll in die Höfe hinein. Hamann sprang ab und lief auf seine Kammer, wo er sich wie gebrochen auf sein Bett fallen ließ. Er verweigerte jede Nahrung und blieb den ganzen Nachmittag in dumpfes Brüten versunken auf seiner Kammer.

Der Tag verging, und er war noch zu keinem Ziele gekommen. Und dann kam die Dämmerung, die Nacht.

Ja, die Nacht war lang, und die ganze Nacht hindurch donnerte der Strom, immer . . . immer . . . Er sang seine alte Melodie, die Hamann lieb geworden war

wie ein bekanntes Lied. Und er lag mit großen, brennenden Augen auf seinem Bette und dachte an das, was Rüeger gesagt.

Als es gegen Morgen ging, wurde die Luft kalt und frostig. Es nebelte draußen so stark, daß man nichts mehr sah wie eine graue Unendlichkeit. Aber der Fall sang stetig sein altes Lied. Hamann wurde müde und ihn fror. Das Donnern des Falles schläferete ihn ein und versetzte ihn in einen halbawachen Traumzustand. Da war eine lange, weiße Straße. Sie war so lang, daß man gar kein Ende sah. Er schaute sich selbst auf einem Klepper, der nicht von der Stelle kam, so sehr er ihn auch antrieb. Er war nahe daran zu verzweifeln und schaute hilflos umher. Aber die Straße weitete sich plötzlich, und die Begränder zerfloßen irgendwo in einer nebelhaften Ferne, daß es schien, als sei die ganze Welt nur eine weiße Straße. Der Klepper bewegte sich nun plötzlich. Mit einer unheimlichen Schnelligkeit flog er dahin, und doch war es wieder, als bleibe er stehen. In der Höhe sah man ein lustiges Nichts, das wie ein heller Sommerhimmel flimmerte und stirrte, und doch hörte man ein starkes Donnern, wie vor einem Gewitter. Hamann riß weit die Augen auf. Das war der Fall. „Nein!“ schrie er und versuchte sich aufzurichten. Aber er war so müde, daß er wieder zurücksank. Er horchte in die schweigende Nacht hinaus, in der die Nebel stiegen, frostig und grau. Und der Fall donnerte immer . . . immer. Er horchte so auf das Donnern und mühte sich, nichts zu denken. Es war ja schön so! Der müde Körper lag auf dem Bette, und der Strom sang ein starkes Lied, das stark und gesund machte.

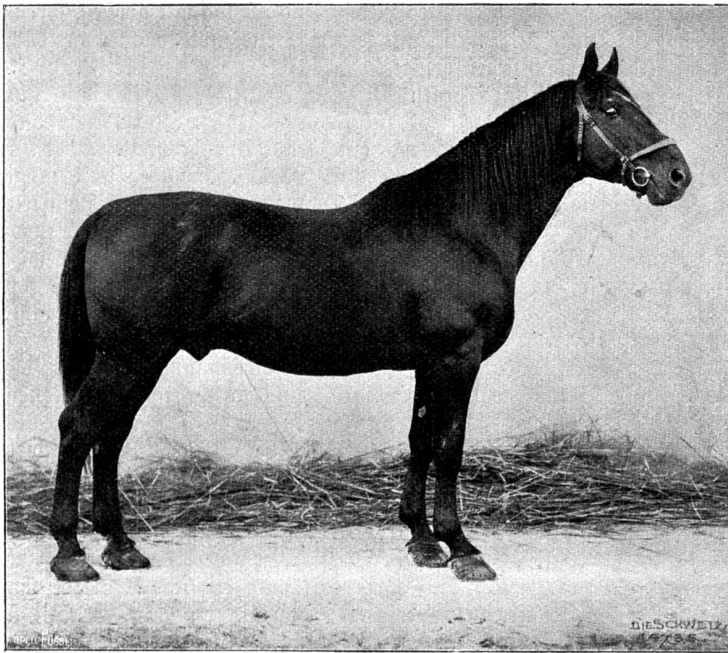
Der Fall donnerte . . .

Dann hörte es plötzlich auf. Da war wieder die große, weiße Straße. Aber weit vorn lag ein blauer Fleck, und der Klepper war verschwunden. Der blaue Fleck wurde immer größer, langsam, wie ein Tropfen Del auf dem Papier. Er wurde schließlich so groß, daß er die Straße und alles verschlang. Das war das blaue Meer. Ganz in Hamanns Nähe plätscherte etwas Weißes. Er dachte, es müsse die Herrin sein, und suchte, dahin zu kommen. Und wirklich sah er ihr Gesicht, ganz nah und deutlich; aber der Leib war verschwunden. Er sah nur das Gesicht, das weiß war wie das einer Gestorbenen. Es lag ein starrer, weher Zug darauf, und die toten Augen schauten ihn traurig und vorwurfsvoll an. Und ihm wurde so sonderbar, so angst. Seine Glieder erstarrten, und er schien selbst zu sterben. Da klang wieder der Donner, stark und laut.

Er fuhr empor. Seine Glieder waren erstarrt; aber sein Kopf glühte. Er schleppte sich zum Fenster hin und sah in die wogenden Nebel hinaus. Die Nacht war ganz still. Nur der Fall rief, brüllte, wie ein treuer Gefährte im Kampf. Glend an Leib und Seele lag er unter dem Fenster und horchte auf das Donnern des Falles, bis der graue Herbstmorgen trübe heraufdämmerte.

Vom Hofe herauf drang der Lärm der zur Arbeit ziehenden Knechte und das Lachen der Mägde, die am Brunnen Wasser schöpften.

Dann wurde es wieder still. Eine geraume Zeit verging. Aus der Kammer der Herrin drang manchmal



„Gisors“ (Anglo-Normand).

ein Geräusch. Die Türe mußte offen sein; man hörte deutlich, wie sie unruhig auf- und niederschritt. Plötzlich wurde an Hamanns Türe geklopft, leise und zaghaft, und die Herrin rief mit dunkler, zitternder Stimme: „Hamann, das Frühstück ist fertig! So kommt doch!“

Hamann war nahe daran gewesen, vor Müdigkeit einzuschlafen. Nun fuhr er zusammen. Nein, jetzt konnte er sie nicht sehen. Später, ja später . . . „Entschuldigt, Herrin; aber mir ist nicht gut. Ich habe auch gar keinen Hunger. Später, ja später . . .“ stammelte er. Vor der Türe klang ein sonderbarer Laut; man wußte nicht, was es war. Es blieb eine Weile still. Dann ging die Herrin langsam in ihre Kammer zurück.

Um neun Uhr kam die Sonne hervor. Die Nebel schwanden, und die Luft wurde wärmer. Es wollte ein schöner Tag werden.

Die helle Sonne machte fröhlich, verdrängte die Nebel und die traurigen Gedanken. Auch Hamann empfand etwas wie Hoffnung, eine unbestimmte Hoffnung auf irgendetwas. Er träumte sich unwillkürlich in den Gedanken hinein, ein Ritter zu sein, auf mutigem Rosse in die freie Natur hineinzureiten und frisch und frei zu leben. Er dachte nochmals über alles nach, was gestern der alte Krieger gesagt, und es schien ihm auf einmal nicht mehr so schwer zu sein. Es dachte sich so schön und gut in der warmen Sonne, und er spann den Gedanken immer weiter. Ja, es war schön, ein freier Edelmann zu sein. Und später, ja . . . die Herrin . . . vielleicht . . .

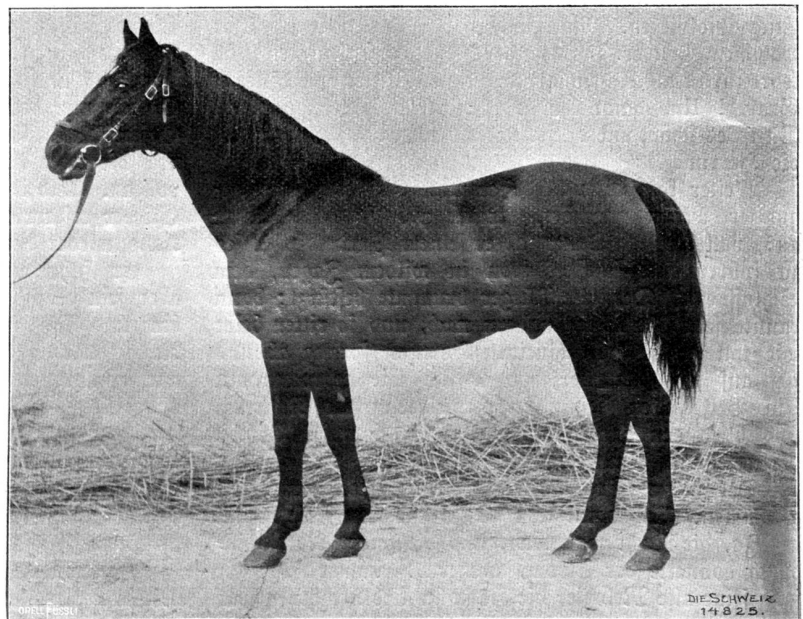
(Fortsetzung folgt).

## Zu unsern Tierbildern.

II\*).

Mit der Pferdezucht hatte unser Land nicht das gleiche Glück wie mit der Rindviehzucht. Wer zwar auf die Lobredner vergangener Zeiten hören wollte, könnte meinen, was Wunders unsere frühern Freiburger-, Erlenbacher- und Einsiedlerpferde gewesen seien. Leider stimmt dies Loblied nicht mit der Tatsache, daß man schon vor Jahrhunderten bis in die neueste Zeit mit Kosten und Mühen Hengste von weiter, z. B. aus Spanien und Friesland, geholt hat, in der Absicht, damit die einheimischen Pferdeschläge zu verbessern. Es stimmt auch nicht mit den amtlichen Berichten der Oberbefehlshaber über verschiedene Armeeaufgebote, mit den Berichten und Erinnerungen älterer vorurteilsfreier Fachmänner und noch weniger mit den Ergebnissen der schweizerischen Pferdeausstellung zu Marau im Jahre 1865, die so unbefriedigend waren, daß der Bund sich genötigt sah, zur Wahrung seiner Wehrkraft einzugreifen. Es scheinen damals so wenige entsprechende Tiere vorhanden gewesen zu sein, daß niemand die Verbesserung des Pferdebestandes

durch Zuchtwahl (Selektion) in den einzelnen Schlägen vorzuschlagen oder zu empfehlen wagte, obwohl einzig auf die-



„Lister“ (Anglo-Normand).

\*) Indem wir auf diesen Seiten eine Reihe von inländischen Zuchthengsten im Wilde vorführen, bieten wir unsern Lesern den zweiten Teil der Publikation, die wir in Heft XX des letzten Jahrganges (S. 469 ff.) mit Übergabe von Züchtlern der Braun- und der Fleckviehrasse eröffnet haben.